

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 15 [i.e. 16]

Artikel: Frühling am Langensee
Autor: Fankhauser, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Locarno: Generalansicht.

Photoglob Zürich.

„Schläft Eduard noch?“

„Nein, er ist auf die Jagd. Ich habe ihn dir entgegen-
geschickt. Hast du ihn nicht getroffen?“

„Nein.“

Die Stubenluft schien dem Pfarrer doch zu eng. Er öffnete das Fenster, stand eine Weile vor demselben und sagte: „Es ist gut, daß du nicht daran dachtest, daß man in der ganzen Gegend nach dem Wolf fahndet, der sich umhertreibt; du hättest dir gewiß eingeredet, das Ungeheuer verschlingt mich.“

„Komm, setz' dich und erwärme dich,“ entgegnete die Pfarrerin und schenkte den dampfenden Kaffee ein.

„Komm, ich will dir die Tasse halten, deine Finger sind ja so steif, daß du sie nicht fassen kannst. Nimm nur ein paar Schlücke. Was war's denn, daß du mitten in der Nacht zur wilden Röttmännin geholt wurdest? Nein, nein, trink nur, es hat Zeit, mir zu antworten. Ich kann warten.“

„Lina,“ sagte der Pfarrer, und ein seltsames Lächeln stand auf seinem feinen Gesicht, „Lina, sei stolz! Ich muß einer der berühmtesten Unterhaltungsmenschen sein. Ah! der Kaffee tut gut. Denke nur Lina! Es war gerade ein Uhr, es schlug eben drüben in Wengern, als ich auf dem Röttmannshof ankam. Der Empfang

war sehr lärmend. Man drängte sich mit lautem Willkommensgruß um mich und wollte mich nicht absteigen lassen. Die guten Leute hatten in der Nacht alle Hofhunde losgelassen, es war ja nicht nötig, sie anzubinden, wenn der Pfarrer kam; die guten Leute sind des schönen Glaubens, daß das Wort Gottes auch bissige Hunde in der Nacht bannen könne. Es dauerte eine geraume Weile, ehe ich absteigen konnte, die Hunde muhten alle vorher an die Ketten gelegt werden. Schenk mir noch einmal ein, der Kaffee ist sehr gut.“

„Und wie ging's weiter?“ fragte die Pfarrerin.

(Fortsetzung folgt.)

Frühling am Langensee.

Reiseeindrücke. Von Ufr. Fankhauser.

Die Reise.

So ziehen wir denn und lassen an uns vorüberfliegen Täler und verschneite Waldhügel, schwarze Fabriken und weiße Villen, See und himmelhohe Berge, bis wir den Gotthard durchfahren haben und im jenseitigen Tale ankommen.

Da steigt das neue Volk ein und füllt bald alle Wagen. Wir stummen nordischen Menschen werden auf einmal elektrifiziert, starren die braunen Gesichter an und hören die ungewohnten Laute wie Musik klingen, ohne eine Silbe zu verstehen. Zuweilen denken wir: Ganz verwandt dem Italienischen. Si! Si! tönt's wie zur Bestätigung von irgendwo her. Dann müssen wir's doch verstehen! Minga lu? Was heißt das? Ja, wer das sagen kann!

In irgend einem Dörfchen steigt ein Weißbart ein; ein unglaublich fluges Gesicht lächelt unter buschigen Brauen und perfektem Filz — unglaublich ungewaschen aber scheint der ehemals weiße Kragen zu sein. Beim Eintritt des Alten grüßt beinahe der halbe Wagen mit größter Höflichkeit und erfreuter Miene. Mitten unter Bauern und Handwerfern und Geschäftsagenten setzt sich der Mann; im nächsten Augenblick beginnt er eine Rede, man erhebt sich, man drängt sich um ihn, er gestikuliert mit feinen Händchen: Ich

seh's: Drei Ringe blitzen auf jeder Seite — und die Händchen bewegen sich mit Schwung und Grazie zugleich... Nun weiß ich, was er spricht: Von der Milchnot und dem vorgestrigen Sturm der Menge auf die Milchgeschäfte in der Hauptstadt Bellinz. Und daraufhin geht eine Diskussion an, wie man sie bei uns niemals erlebt. Alles Feuer, Bewegung, aber alles Maß und Grazie. Jeder Fluch selbst eine höfliche Verneigung. Man spürt es wohl: Hier wirkt zweitausendjährige Kultur. Hier herrscht Rom, herrscht alt Griechenland mit seiner Formkraft immer noch, trotz unendlichen Veränderungen. In Biasca glaub ich steigt der alte Herr aus, fast urplötzlich. Da fliegen noch einmal alle Hüte von den Köpfen.

Was war der Mann? Professore? Avvocato? Wer weiß! Draußen geht er schon. Seine Augen richten sich lächelnd höflich, irgend einem Berg entgegen. Und ich sehe: Wie seine Gesten, so wird alles an ihm freundliche Form: Die Falten eines fadenscheinigen Rodes, sein graugelber Kragen, die wunderbar zerknitterten Beinkleider. Und wenn sie Franzen über den Schuhen trügen, ich glaube nicht, daß es der Grazie Eintrag täte! Vorüber!...

Das war wohl ein Sonderling, und möglich ist's, ein göttlicher Idealist, der sich um Bagatellen nicht kümmert. Ich denke mir: So wie er müssen sie eigentlich alle sein. Nicht in dem Maße. Nicht so ausgesprochen. Aber doch von derselben Art. Duzende von durchtriebenen Gesichtern,

und doch alle wieder gütig und freundlich untereinander. Wir Fremden scheinen für sie nicht zu existieren. Raum daß ein Blick, aus schmalen schwarzem Auge, zufällig hingeworfen, den einen oder andern von uns trifft. Was kümmert sie, daß wir sie anstarren! Sie scheinen alle einander verwandt: Der ein wenig listiger, der ein wenig kräftiger und der dritte noch lebendiger als die andern. Sie und da sitzt unter ihnen ein Mann, ernster, größer und dunkler an Haaren, mit blasser Gesichtsfarbe. Es gibt auch Schwermut unter dem Lachen . . . Die Frauen sind alle klein, braun, bescheiden, abgearbeitet. Die Mädchen rotwangig, mit schwarzglänzenden Haaren, Ringlein im Ohr und bunten Rämmen. Wer kennt sie nicht! Mir ist, ich habe sie schon immer gekannt . . .

Dann schauen wir zum Fenster hinaus. Immer wieder dieselben Bilder: Rötliche Kirchtürme inmitten von weißen Häusern, dahinter braune, steile Berge. Naderlein in der immer breiter werdenden Ebene, Frauen mit roten Kopftüchern, emsig schaffend; Bäume mit knospenden Zweigen in der Nähe des Bahndammes. Ueber den Hügeln blauer Himmel, zuweilen ein Schneegipfel . . .

Das war die Reise. Ich weiß, die Dörfer alle hatten Namen, jedes besaß seine besondere Kirche, seine besondern Berge rings im Kreis — aber sie flogen allzurast an uns vorüber. Und die Berge waren weiß, hoch und glänzend. Viele von ihnen werden wir nun alle Tage nahe vor uns haben.

Madonna del Sasso.

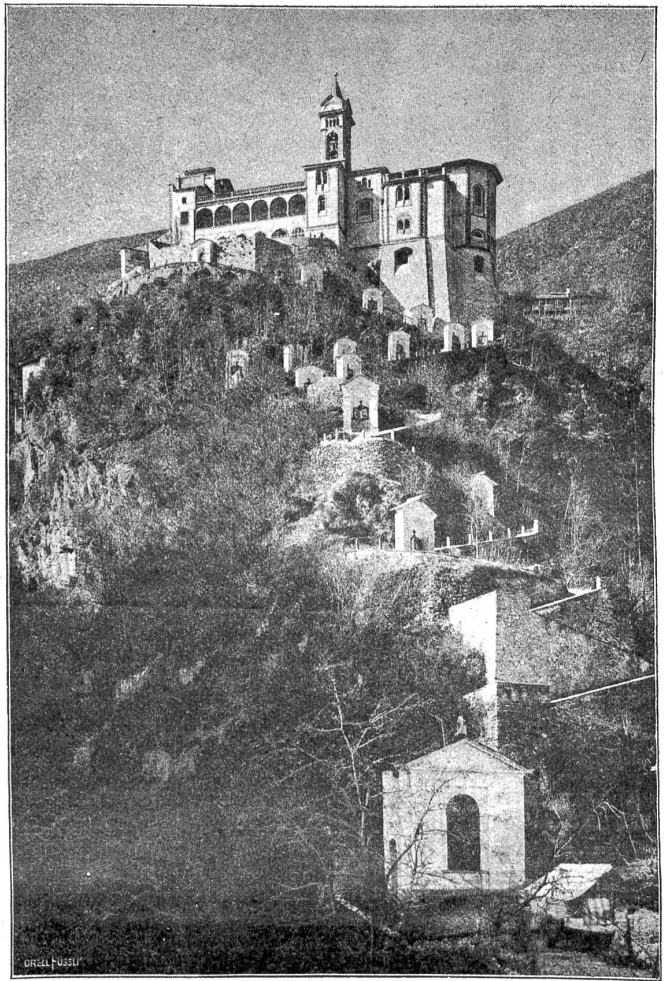
In wilder Schlucht, von hohen Felsen umschlossen, halten wir an. Tösende Wasser, in deren Schall jeder andere Ton erstirbt, fallen zu unseren Füßen über schwärzliche Granite. Und schwarz sind alle Steine rings in der Schlucht. Wilde Ranken umwuchern alte Stämme und geborstene Strünke. Das ist die Wildnis. Horch!

Kein Laut des Menschenlebens, keine Spur menschlichen Wirkens. Lauert dort am schwarzen Vorsprung ein Bär? Raschelt das tote Laub von des Edelmarders Tritt? Sieh, droben in den Lüften kreist ein unermesslicher Vogel, umzieht das kleine Stücklein Himmels in schönem Kreis und entfliehet hinter die hohen Wipfel der Felsenhöhe.

Jahrhunderte versinken in unserm Gedächtnis. Wir wissen nichts von dem großen Krieg und dem Rauch der Fabriken. Wir sind scheue Wilde im Kampf mit der Wildnis. Die Sterne der Nacht sind uns heilige Geheimnisse. Die Sonne droben ist Gottes Auge. Der Himmel seines Gewandes Saum. Und sieh! Dort auf der lichten Höhe: Steigt sie nicht empor aus dem Braun der Felsen in lichten Strahlen: Die Gnadenmutter? Sie breitet segnende Hände über die Erde. Ihre goldenen Locken flattern im Wind. Und von der Stirne gehen Flammen aus und dringen hinauf in finstre Abgründe.

Und nun wird in uns die Erinnerung hell. In einer sagenhaften Sommernacht des Jahres vierzehnhundertundachtzig erschien die Gnadenmutter dem Mönch des Minoritenklosters in Locarno, als er in seiner Zelle betend lag und seine Augen durch das Gitter nach der Felsenhöhe richtete. Und Fra Bartolommeo, der Mönch, erstieg den Felsen, den er vordem oft erstiegen auf der Suche nach Wild und Beeren, und legte den Grundstein zu einem Kirchlein. Masina, der Locarnese, trat ihm den Felsen ab. Fünf Jahre später fand er Helfer, das Kirchlein zu bauen . . .

Drei Schritte bachabwärts, auf den breiten Schotterboden, ein Blick in die Höhe und die Täuschung ist vorbei: Dort, senkrecht über uns, erhebt sich zum Himmel ein gelblicher Riesenbau mit roten Seitenbogen: Die Kirche der Madonna del Sasso von heute. Und der Bach, der am Fuße ihres Riesenpostamentes zu Tal rauscht, hat einen schönen Namen: Romogna; und die Dächer, die unten zwischen Tannen hervorleuchten, die weißen Villen und der lichte See, die kennt alle Welt: Muralta und der Langen-



Locarno: Madonna del Sasso.

Photoglob Zürich.

see. Zur Rechten birgt sich Locarno und die große Wasserfläche, zur Linken eine kleinere Schlucht als die der Romogna. Schon stehen wir unten am letzten Vorsprung: Ein wohlgebauter Treppenweg überbrückt den Bach, drüben kommt der andere aus der kleinen Schlucht. Wir hören seine Wellen den eigenen Namen plätschern: Cegera, Tschedschera. Und nun wissen wir, wo wir sind: Dort, hinter uns, am See, häufen sich die blühenden Dächer und bunten Mauern, die blauen Rauchsäulen über Hochkaminen und die schwarzen Wipfel: Stadt und Vorstädte von Locarno mit dem weiten Maggia Delta draußen im See. Dort, rechts vor uns in der Höhe, über dem schrägen Viadukt der Seilbahn und über der Cegeraschlucht blinken die ersten Hotels und Villen von Orselina, links, über der Romognaschlucht, drei Villen von Monti della Trinità und mitten vor uns die gelbe Kirche, immer fast senkrecht über uns. Hier beginnt der Aufstieg: Ueber den Felsen im Zickzack, an einem Duzend weißer Häuschen vorbei, oder die Cegeraschlucht empor um den Hügel herum.

Zaudern wir noch? Aus der Tiefe tönt Kinderjubiläum, Wagenlärm, Läuten von Trambahnen, Motorgesumm. Aus der Höhe fällt ein schlichtes Glöcklein lieblich ein, so mag das erste Kirchlein Fra Bartolommeos geläutet haben, ehe noch der große Lärm die Tiefe erfüllte. Ueber alles fällt wie ein Tonschleier das Plätschern der Cegera und ladet uns ein, ihrem Weg zu folgen.

Ein Weg mit runden Pflastersteinen. An jeder Biegung warten in düstern Höhlen von Miniaturkapellen hinter Eisengittern tongebraunte Heilige, mit Farben bunt bestrichen wie der selige Distelfink in der Schöpfungssage. Sie machen



Locarno, von der Kirche Madonna del Sasso aus gesehen.

ihre einzige, ewig gleiche Geberde und sehen rührend hilflos aus in ihren Gewändern, die noch jeden Finseltstrich zeigen, mit ihren naiv unschuldigen Augen. Wie die heiligen Puppen alle heißen, ob wir sie kennen, das macht uns nichts aus. Wir werfen einen Blick in ihre staubigen Höhlen, lachen leis und erschauern in der Eislust einer verschollenen Zeit, die da herausweht. Wir husten ein leises Unbehagen heraus und steigen weiter.

Drüben am Hang hantiert ein brauner Ruttenträger mit Spaten und Steinforb. Weiter unten ein anderer. Der sucht irgend eine Wurzel. Der flücht den weggerutschten Steg über dem Tobel des kleinen Wildbächleins. Lustig leuchten die Tonsuren in der Morgensonne.

Veilchen blühen auf Treppentufen. Sonnen von Primelbüschen an den Felsen hängen. Droben ein goldener Schein, fast am Rande der Schlucht: Mimosenbäume. Jeder eine einzige Blütendolde. Zwei Hyazinthen müssen es sein, die dort im ersten der roten Bogen auf der nördlichen Langseite der Kirche blühen. Blüten aus den Gärtlein der Mönche jenseits des Hügels, auf der Romognaseite. Die andern Bogen stehen leer. Ein brauner Mönch schreitet lässig die Laube entlang, hinüber zum Klosterlein, das mit kalten Hinterfronten häßlich moderner Bauart zum Bach hinüber, quer in die Schlucht hineinstrebt. Ein kühler Laubengang führt zwischen Kloster und Kirche hindurch auf den großen Platz vor dem Kirchenportal und der bemalten Fassade. Aber das bemerken wir nicht, denn eine blendende Sonne überfällt uns. Und wenn wir die Augen wieder öffnen, dringt eine solche Fülle von Schönheit auf uns ein, daß wir betroffen in die Tiefe starren. See, Dächer, schwarze Wipfel, Berge im Schnee — nicht mehr — aber alles in einem

Glanze, den keine Kunst darstellen kann. Licht, Licht, nur Licht! O, Fra Bartolommeo, ich habe dich in heimlichem Verdacht, daß du nicht ohne weltlichen Hintergedanken nach dem schroffen Sasso hinauffschautest in jener Sommernacht von vierzehnhundertundachtzig. Wer weiß den Frühlingstag, an dem du oben auf dem Felsen lagst und zwischen den Büschen hindurch auf den See und die Berge hinüberschautest, wie ein blinzeln der Kuckuck auf dem Kiefernast, wenn die Sonne heiß zu scheinen anfängt! Und da du nun des Frühlingstages dachtest, in jener Nacht erschien dir die Madonna, wie sie oben in der Kirchenfassade gemalt ist: Das himmlische Kind im Arm, Engelskinder um den Wolkenhron und eine goldene Krone im Haar. (Schluß folgt.)

Der große Kongreß auf dem Kasinoplatz in Bern*).

Von Jeremias Gotthelf.

Einist het's öppis gä z'Bern, mi darf's fast nit säge, und es het dr Achyn gha, es gäh no öppis viel Schröcklicheres, e Verschwörung, e Reaktion. Es unussprechlichs Glüd ist's gñ, daß der Bundespalast no nit bauet gñ ist, vo wege dā chunt grad obe große Brunne ufem Kasinoplatz wege dr Chumligkeit, vo wegem wösche und vo wegem fege, und mi cha nit wüße, wes öppe brönne sött. Wenn der Bundespalast wär bauet gñ, so hätte d'Herre drinn gwüß glaubt, es sng e Reaktion usbroche, u wäre usgrücht mit ihre Schrybere und andere Geistere, u de hät's chönne es großes Blutvergieße gä und noch anderi schröckliche Sache, vo dene me nume nit rede darf. Es ist heilige Suntig gñ Nachmittag, wo d'Stadt bifantlich fast leer vo rechte Lüte ist, vo wege de spaziere d'Herre mit ihre Fraue i dr Engi, mängist sogar dem Rünizberg nah, oder vor em untere Tor, u mache längi Gsichter, u chäre mängist no mit

enandere oder mit de Chindere, daß es Niemer ghöre sött. Uf einmal het es gwimmlet u gwoget d'Stadt uf, d'Laube sñ voll gñ u d'Straße, es isch gñ als ob d'Steine läbig wärde oder d'Lüt ufem Bode füre chäme. Es sñ nit Destrücher gñ, nit Franzoje, nit Engländer, u o nit Patrizier het's gschinne. Aber wenn se der Bundesrat gseh hätt, su hätt er denkt, mi chön nit wüße. Die Lüt hen alli Wiberchleider ag'ha, und e Teil sogar Zübere unterem Arm, und das het es Drüd gäh d'Stadt uf, sie hei schier d'Stadt versprengt, u d'Stadt ab ist es o ganz schwarz cho, u dort hätt's Hüser überstoße, wo so schlecht neumodisch gfundementet sñ, wenn d'Gasse nit so breit wäre. Uf em Kasinoplatz sñ si z'sämeg'stoße, und da ist alles ganz schwarz gñ, wie mes mengist gseht im Herbst uf de Feldere, wenn d'Duhle am Zügler sñ. Uf em Platz ist Niemer daheim gñ als e alti Jungfere, wo fei Herr gha het, der mit ere het welle spaziere, und die ist grusam erschrode und het gmeint, es sng dr jüngst Tag, und unte im Rosegarte und obe im Monbijou (zwei Totenäder) seien sie bereits uferstanden und kämen daher zum Gericht, und jekt sng d'Zyt scho da, wo sie ufs Gyrizimoos müeh und alli Hoffnig us sng für se. Mi cha denke, was das für es Drüd u für es Gstand gä het uf em Kasinoplatz, wo das vo alle Synte dahervo ist, no ganz anders als um Martistag uf em Chüemärit, wo alli übergänte Chüeli us em ganze Kanton sötte verkauft werde. Bsunderbar ume Brunne ume sñ si gstande, wie's Werch i dr Bünde, und es het käset hie ume u dert ume, no ganz anders als z'Schwyz an ere Vands-gmeind, wenn d'Alaue Männer und d'Horn Männer hinter

*) Die vorliegende Dialekterzählung von Jeremias Gotthelf ist erstmals erschienen im „Bernser Kalender für 1852“ und findet sich im 4. Band der Springer'schen Ausgabe (Berlin, 1853) abgedruckt. Den meisten unserer Leser dürfte die Erzählung unbekannt sein. Sie gibt interessante Aufschlüsse über lokale und sitzengeschichtliche Berner Verhältnisse aus der Mitte des letzten Jahrhunderts und ist ein typisches Muster des Gotthelf'schen Sarcasmus, der gegen alle neumodischen Zeitverheerungen wettert. Die heutigen Frauenrechtlerinnen werden das Stück mit besonderem Vergnügen lesen.